Wintereinsamkeit

Autor(en): **Hügli, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **23 (1933)**

Heft 8

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-635963

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 8 - 1933 * Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern * 23. Jahrgang

Wintereinsamkeit. Von Emil Hügli.

Nun liegt die Welt in Schnee gehüllt
So schön wie eine tote Braut;
Von Schweigen ist die Luft erfüllt —
Kein Menschentritt, kein Vogellaut.

Der Bergwald wurde zum Palast,
Gebaut aus Marmor und Kristall:
Die Wipfel blendender Damast,
Die Stämme gleissendes Metall.

Die grosse Stille ist erwacht
Und Todeskälte allerwärts . . .
Ich aber trage durch die Pracht
Mein sehnsuchts-unruhvolles Herz.

Und durch das Schweigen ferne brüllt
Ein Hirsch, das tönt wie Klagelaut . . .
Doch stumm liegt rings in Schnee gehüllt
Die Welt gleich einer toten Braut.

Frau Menga. Novelle von Esther Odermatt.

8

Wozu brauchte Frau Menga dieses Glück zu stören? Vielleicht war ihre Krankheit nur ein Vorwand gewesen, Fortunat anzulocken und für ihren Plan gefügig zu machen. O, sie sollte ihr Ziel nicht erreichen. Sie wollte sich nicht einfach ihr ergeben, sie wollte mit ihr kämpfen, um Fortunat, um ihr Glück.

Frau Menga stand vor ihr in ihrer schlanken Beweglichkeit, wie sie sie am Breiler Jugendfest zuerst bewundert hatte. Es hatte Ellen geschmerzt, als sie die Tumaschkinder zunächst an ihren Tisch gezogen und ihnen die Teller gefüllt hatte.

Wieder stand Frau Menga vor ihr, festlich wie an ihrer Hochzeit, im schweren schwarzen Seidenkleid, in der schlichten, zu ihr gehörigen Form, die dunkeln Zöpfe dicht um den Kopf geschlossen. Der Inbegriff alles dessen, was Ellen an Breil liebte.

„Das ist Stil", hatte ein Maler sie bewundert; die andern waren irgend welche reiche Frauen, sie war Frau Menga Caliver.

Ellen ließ die Hände sinken, die sich kampfbereit gegen Frau Menga erhoben hatten. Nicht die Mutter allein, mit ihr kämpfte die Heimat um Fortunat. Wie sollte sie dagegen streiten?

Frau Mengas Kraft wurzelte fest im Boden, so beweglich sie darüber emporragte. Und Ellen wurde es bewußt, daß ihr dieser Halt fehlte, daß sie heimatlos war. Sie hatte ja nicht einmal einen Namen, der so recht zu ihr gehörte: Ellen nannte sie die Mutter, Helen der Vater, und Fortunat erfand ihr alle paar Wochen einen neuen Kosenamen.

Da stöhnte Fortunat im Schlaf, und sie wußte nur wieder das Eine, daß er unglücklich war, daß er an ihrer Seite unglücklich geworden. Zu ihr hatte er kein Vertrauen gehabt, der Mutter hatte er sein Herz ausgeschüttet, über sie hinweg in ein neues Leben schreiten wollen. Nun fühlte sie sich erst ganz verlassen, seines Vertrauens nicht würdig, als unbrauchbar und minderwertig auf die Seite gestellt.

Eine lähmende Angst stieg in ihr auf wie so oft in ihren Kinder- und Mädchentagen.

Der Mutter Stimme klang vorwurfsvoll enttäuscht aus jenen Tagen herüber: „Du weißt dich auch gar nicht zu benehmen wie die andern, und wie siehst du aus, so erhitzt und das Kleid zerdrückt!"

Seit jenem Kinderball hatte sie immer in Angst vor Enttäuschungen, in Angst vor der Mutter Fragen und Vorwürfen ihre Vergnügen erlebt, war von dieser Angst in ein unnatürliches Wesen getrieben worden, mit sich selbst uneins und unzufrieden, bis sie Fortunat lieb gewonnen, an ihm den Halt gefunden hatte. Jetzt hatte sie auch den verloren, jetzt war ihr auch dieses Größte und Letzte mißlungen.

Verzweifelt starrte sie ins Dunkel, lange, lange, bis aus der Verlassenheit wie von weit her Fortunats Worte ihr wieder ins Bewußtsein drangen, daß Frau Menga ihn zu ihr geschickt, und daß er ihr nicht hätte verraten sollen, wie sie zu ihren Gunsten gesprochen. Frau Menga hatte ihn